

Identität wiederfinden, müssen wir gemeinsam mehreren Herausforderungen unserer Zeit begegnen. Für das Abendland besteht die nächstliegende Herausforderung in der Krise der Säkularisation. Man hat gesagt, die Säkularisation sei gerade wegen des Kampfes gegen die Götzenanbetung vom christlich-jüdischen Abendland erzeugt worden. Sollten aber die Säkularisation und der Atheismus zum höchsten Fortschritt im Kampf gegen die Götzen gemacht werden, so hiesse das, dass man einer Selbstvergötzung der menschlichen Vernunft nachgäbe. Es gibt nämlich eine grundlegende Kategorie, die in der jüdischen Tradition hervorgehoben wurde und die zu dem Erbe gehört, ohne welches das Christentum sein Wesen einbüsste: das ist das Heilige, und zwar nicht mit soziologischen Begriffen, sondern mit solchen der Offenbarung definiert. Der Illusion der Säkularisation setzt sich die Heiligkeit, das Heilige entgegen, mit dem uns Gott durch seine Berufung ausstattet.

Das Geheimnis Gottes und die Treue zum Geheimnis Gottes, so wie es sich offenbart, ist wirklich das Schlüsselproblem für die abendländischen Gesellschaften, die dahin tendieren, strukturell atheistisch zu werden. Dies ist also die erste Herausforderung, die Herausforderung der Säkularisation.

Das uns gemeinsame Bewusstsein des eschatologischen Charakters des Reiches Gottes antwortet einer zweiten Herausforderung, die in unserer Kultur die Erscheinungsform einer doppelten Versuchung annimmt: 1. die Versuchung des Totalitarismus. Das ist die Verneinung der Eschatologie. Diese totalitäre Versuchung mag Pol Pot, Stalin, Hitler und sonstwie heissen – der Glaube allein erlaubt uns zu erkennen, dass diese Welt nicht das Reich Gottes ist; 2. die entgegengesetzte Versuchung ist die der Skepsis. Der Glaube allein erlaubt uns, nicht der ethischen Verpflichtung des Gesetzes, nicht der Treue zu dem von Gott gegebenen Wort, nicht unserem Auftrag in dieser Welt zu entsagen.

Ich will schliesslich eine dritte Herausforderung erwähnen. Die Würde des Menschen, jedes Menschen, ist eine der fundamentalsten Forderungen unserer Gesellschaft, unserer Zeit. Aber davon kann nicht gesprochen werden, solange Menschen nicht fähig sind, die Urquelle der wahren Würde des Menschen in sich aufzunehmen, die darin besteht, dass der Mensch zum Bild Gottes geschaffen wurde. Nur da steht der Fels, worauf die Würde des Menschen sich gründen kann.

Denn es gibt keine Schranken, die der Mensch willkürlich zur Abgrenzung seiner Rechte setzen könnte, indem er das Diesseits und Jenseits der Achtung des Menschen festsetzen würde, als ob es in der Macht des Menschen stünde, die Grenzen zwischen dem Guten und dem Bösen zu ziehen. Die wahre Würde des Menschen wird nicht in die von Menschen vereinbarte Rechtsordnung eingetragen, sondern sie liegt in der Natur des Menschen, die durch seine Beziehung zu Gott geschaffen ist. Und wir werden gemeinsam dazu berufen, die Zeugen, die Märtyrer dafür zu sein. Das ist die dritte und vielleicht die dringendste Herausforderung.

Alle Völker

Wir haben unsere gemeinsame Vergangenheit beschworen. Wir haben die Herausforderungen der Zukunft betrachtet. Die Gegenwart führt uns gemeinsam zur fundamentalsten Prüfung des Glaubens. Am Ende des zweiten christlichen Jahrtausends stehen wir als Abendländer Völkern gegenüber, deren Geschichte wir erst seit einigen Jahrhunderten entdeckt haben. Jetzt stellen uns die Völker von Afrika, von Asien, von Amerika auf eine Echtheits-Probe. Sind die jüdische Tradition und die christliche Tradition nur die Erscheinungsform des Heiligen im Abendland oder haben sie eine universale Sendung? Ein Afrikaner muss eine europäische Sprache lernen, um der Gemeinschaft der Nationen beitreten zu dürfen; muss er auch Hebräisch, Griechisch oder Latein lesen lernen, um an dem Segen teilhaben zu dürfen? Kann er in Wirklichkeit sagen: Vergässe ich dein, Jerusalem . . . Muss er das sagen lernen?

Welches ist schliesslich unsere wahre Berufung dem Wort gegenüber, mit dem Gott uns im konkreten Werden der Geschichte angesprochen hat? Ist unsere Berufung eine partikuläre, ethnische und vergängliche Geschichte? Oder ist sie vielmehr universal? Sollte sie eine partikuläre Geschichte sein, dann wären wir nichts als Imperialisten. Wenn sie aber die universale Berufung ist, dann haben wir dafür Zeugnis abzulegen, was die Gabe des Heiligen Geistes ist:

»Im tichkah Yérouchalaïm!«¹

¹ »Vergäss ich dein, Jerusalem . . .«, Ps. 137, 5. Wiedergegeben aus: Die Heilige Schrift, ins Deutsche übertragen von N. H. Tur-Sinai (H. Torczyner), Jerusalem 1954, 4. Bd. Tehillim-Preislieder, S. 177.

6 Bei Chagall in Mainz

Der »Orientierung«* entnehmen wir folgenden Beitrag mit freundlicher Genehmigung des Autors Dr. *Ludwig Kaufmann*:

Durch eine Postkarte veranlasst, besuchte ich in Mainz die Pfarrkirche St. Stephan. Ich wollte die jüngsten Fenster des demnächst 95jährigen *Marc Chagall* sehen. Ich betrat den gotischen Raum, und da gerade eine Trauung stattfand, nahm ich still in den hinteren Bänken Platz. Während einer Stunde konnte ich von da aus die mittleren Chorfenster betrachten. Ich sah sie – im Unterschied zu den Scheiben im Zürcher Fraumünster – alle drei in tiefdunklem Blau gehalten. Von diesem Grundton hoben sich, nach Art der »Biblia pauperum«, die bunten Szenen der Heilsgeschichte ab. Unter den vertrauten Motiven vom Paradies links unten bis zum Kreuz rechts oben fand ich auch das Sujet meiner Postkarte: »Die Fürbitte Abrahams«. Mehr und mehr wurde ich aber gewahr, wie die

traditionelle Ikonographie aufgebrochen und schöpferisch neu komponiert war. Zum Beispiel stand da neben dem überhöhten Gekreuzigten Maria als junge Mutter mit dem Kind an der Brust: Die Schmerzen der Zukunft als Bangigkeit im Gesicht, erhielt sie – wie auf einem andern Feld Elija – den Zuspruch einer über sie kommenden Engelsbotschaft.

Bei Chagall in Mainz

Ein Bild, rechts unten, fesselte mich besonders: drei angeschnittene Kreisbogen von ungeheurer Leuchtkraft; zuvorderst, am flachsten gebeugt, ein wie lebloser (schlafender?) Mensch; ihn von links kommend herbeitragend, schwerelos, die gewaltigen Flügel nach rückwärts in die Diagonale gestellt und gerade zu ebener Erde auftretend, ein Engel; dahinter rechts, als am stärksten gekrümmtes Kreissegment, der Regenbogen. Seitwärts Bäume mit hellen Farbtupfen (Früchte und Vögel?) und oben auf dem Regenbogen ein feuerroter Hahn. Das Bild faszinierte

* (46/4), Zürich, 28. 2. 1982, S. 37. (Anm. d. Red. d. FrRu.)

mich ob seiner diagonalen Komposition. Aber inhaltlich, ikonographisch konnte ich mir keinen Reim darauf machen; kein Bibelvers und kein heilsgeschichtliches Motiv kamen mir zu Hilfe.

Nach Ende des Gottesdienstes, unter der Türe zur Sakristei, wandte ich mich mit meiner Frage an den Pfarrer. »Das ist der Schöpfungsakt, der Anfang von allem«, sagte er, »der von der Erde genommene, noch unbeseelte Mensch wird in den für ihn bereiten Garten gebracht.« – »Und der Hahn?« fragte ich weiter: – »Das männliche Symbol, zu dem die Henne (etwas verborgener, unten, in Grün) als Gegenstück gehört. Das Thema der beiden Geschlechter durchzieht auch die Gesamtkomposition der beiden seitlichen Mittelfenster: Hier rechts tritt mehr der Mann, links mehr die Frau hervor.«

Im Gespräch waren wir näher an den Chor herangetreten. Befremdet blieb ich stehen. Zwei der drei Fenster an den Seitenwänden wurden sichtbar. Grossflächig, mit ganz wenigen Figuren und alles viel heller, luftiger, kamen sie mir im ersten Moment wie ein Stilbruch vor: »Ich habe Mühe«, sagte ich. »Ja, die Mittelfenster sind narrativ und folgen den biblischen Geschichten. Die Seitenfenster aber meditieren biblische Poesie.« – Das Wort wirkte in mir nach, während der Pfarrer noch kurz erzählte, wie er hier selber mit Leuten meditiert und wie aus allen Volksschichten immer wieder Gruppen kommen. Als wir uns voneinander verabschiedeten, war es in der Kirche still geworden. Ich machte mich nun, bald von der einen, bald von

der anderen Seite (den Chor zu betreten wird nicht zugelassen) an die Betrachtung der »poetischen« Fenster. Hier gab es keine einzelnen Szenen zu deuten. In ihrer ganzen Höhe waren die Fenster einzufangen, und auch das in allen Variationen schimmernde Hellblau der »Luft« wurde allmählich zum Gegenstand der Betrachtung. In der Kirche wurde es dunkler, aber die Fenster (draussen lag Schnee) schimmerten immer noch. Ich konnte mich kaum trennen. Was mir zuerst Mühe machte – das nicht mehr Erzählte, sondern »Geträumte«¹ –, hielt mich jetzt gefangen, geheimnisvoll und beglückend. Als ich schliesslich doch ging, verliess mit mir ein junges Paar die Kirche: »Wir sind aus Österreich«, sagten sie, und: »Wir haben heute nur erst auf die Farben geschaut.«

¹ So äussert sich Chagall selber in den von Pfarrer *Klaus Mayer* erzählten Begegnungen mit ihm. Sie machen den besonderen Reiz seiner Texte in den drei prächtigen, grossformatigen *Bildbänden* aus, die der *Echter-Verlag Würzburg* unter dem Namen der beiden (M. Chagall / K. Mayer) 1978–1981 herausgebracht hat². Mayer rapportiert aber kaum Äusserungen des Künstlers direkt zu dessen Bildern: Diese und ihre Symbole, sagt Chagall, sollen durch sich selber sprechen. Mayers *Meditationen* sind biblisch orientiert, bringen uns aber auch gelegentlich den Chassidismus, Chagalls geistig-mystischen Hintergrund, näher. Bereits 38 000 Menschen haben sie sich in St. Stephan, jeweils am Samstag oder Sonntag gegen zwei Stunden lang, angehört (neulich, am 17. Februar, war es das 400. Mal): ein neuer Zugang zur Bibel, nicht zuletzt zu ihren Psalmen und Liedern. Auf den *Farbtafeln* kommt Chagalls persönliche Schwarzlotmalerei sehr schön zur Geltung. Der Künstler dazu: »Wenn ich die Fenster nicht (zu Ende) male, sind sie nicht von mir.«

² S. u. S. 72 (Anm. d. Red. d. FrRu).

Marc Chagall am 7. Juli 1982 95 Jahre: Arbeit statt Feier

Dazu schreibt »Die Welt am Sonntag«, Nr. 27, Hamburg, 4. 7. 1982:

Marc Chagall . . . wird am Mittwoch, dem 7. Juli 1982, 95 Jahre alt. Es wird an diesem Tag keine Feier und keinen Empfang geben, liess der Künstler auf Anfragen mitteilen. Marc Chagall wurde am 7. Juli 1887 in Vitebsk in Russland geboren. Im Alter von 65 Jahren heiratete er in Vence Valentina, seine zweite Frau¹. Er kaufte sich an der Côte d'Azur ein Haus in Saint-Paul-de-Vence, in dem er seit 1965 lebt. Das von Pinien umstandene Gebäude verlässt er kaum noch. Nur gelegentlich empfängt er zum Tee zwei Freunde, den Dichter André Verdet und den Musiker Bill Wyman.

Valentina Chagall berichtet, der so hoch betagte Maler sehe keinen Grund, sein Leben zu ändern. Er stehe jetzt¹ Vgl. u. a. dazu: *Bella Chagall: »Brennende Lichter«*. Nach der jiddischen Urfassung. Mit 32 Zeichnungen von Marc Chagall. Hamburg 1966. Rowohlt (rororo Nr. 1223/24230) 32 Seiten (s. in: FrRu XIX/1967, S. 140 f.). – *Bella Chagall 1895–1944*; Marc Chagall heiratete sie 1915 in Vitebsk, von 1922 an lebten beide in Paris. (Anmerkung der Red. d. FrRu)

nur später auf, verbringe dann aber den ganzen Tag in seinem Atelier. »Dort ist er am glücklichsten. Jeden Tag um 9 Uhr beginnt er mit der Arbeit, bei der er ständig Musik hört. Am Nachmittag unterbricht mein Mann für eine halbe Stunde seine Arbeit und geht im Garten spazieren«, sagt die Ehefrau.

Vor fünf Jahren, an seinem 90. Geburtstag, sagte der Künstler dazu: »Arbeiten, arbeiten, das ist mein Lebensinhalt. Wenn man nicht arbeitet, stirbt man langsam aber sicher.«

Im vergangenen Jahr hat Chagall einige Bilder geschaffen und Radierungen für ein Buch, das im nächsten Jahr erscheinen wird. Es trägt den Titel: »Die Träume«.

Zu Ehren von Marc Chagall wurde am Samstag in Nizza eine Ausstellung über die Tempelkunst eröffnet. 285 Werke aus der ganzen Welt wurden dazu nach Nizza gebracht. Marc Chagall stellte als Leihgabe aus seiner persönlichen Sammlung sein Bild »Die Synagoge von Vilna« zur Verfügung. Die ausgestellten Werke umfassen die Epochen vom 6. bis zum 20. Jahrhundert.

7 Zum Tode von Gershom Scholem

(5. 12. 1897 in Berlin – 21. 2. 1982 in Jerusalem)

»Wenn ein Weiser stirbt, kann niemand ihn ersetzen«*

Am Sonntag, dem 21. Februar, um 3 Uhr früh, ist Gershom Scholem in Jerusalem gestorben. Am Montag, dem 22. Februar, mittags, wurde er – nach jüdischer Sitte – in ein weisses Leinentuch gehüllt, um das noch das blaue Tuch der Hebräischen Universität Jerusalem gewickelt

* Mit freundlicher Genehmigung ihrer Redaktion entnommen aus »Orientierung«. Katholische Blätter für weltanschauliche Information (46/6) Zürich, 31. 3. 1982.

war, auf dem freien Platz zwischen der Van-Leer-Stiftung und der Akademie der Wissenschaften aufgebahrt. Das geistige Israel war zusammengekommen, aber auch der Staatspräsident und viele Politiker waren anwesend. Es sprachen Scholems Freund, der Philosoph und langjährige Präsident der Universität Jerusalem, Nathan Rotenstreich, und der Präsident der Akademie der Wissenschaften, Ephraim Urbach. Dieser schloss seine Rede mit den